

Karl Polanyi

The Great Transformation

Politische und ökonomische Ursprünge von
Gesellschaften und Wirtschaftssystemen

Übersetzt von Heinrich Jelinek

Karl Polanyi wurde 1886 in Wien geboren. Nach einem Jura- und Philosophiestudium in Budapest wurde er Redakteur in Wien, wo er sich intensiv mit volkswirtschaftlichen und wirtschaftshistorischen Themen beschäftigte. 1933 emigrierte Polanyi nach Großbritannien; dort betätigte er sich vor allem in der Arbeiterbildung. 1947 erfolgte seine Berufung als Gastprofessor an die New Yorker Columbia University. Er starb 1964 in Toronto/Kanada. Werke: *Trade and Market in the Early Empires* (1957); *The Livelihood of Man* (1977).

The Great Transformation, 1944 erschienen, geht von der These aus, daß erst die Herausbildung einer liberalen Marktwirtschaft mit ihrem »freien Spiel der Kräfte« zu jener charakteristischen »Herauslösung« und Verselbständigung der Ökonomie gegenüber der Gesellschaft geführt hat, die historisch ein Novum darstellt und die bürgerliche Gesellschaft von allen anderen Gesellschaftsformationen unterscheidet. *The Great Transformation* – das bezeichnet den Übergang von »integrierten« Gesellschaften, in denen die wirtschaftlichen Aktivitäten der Individuen in einen übergreifenden kulturellen Zusammenhang eingebettet waren, zur nicht integrierten Gesellschaft vom Typ der freien Marktwirtschaft. Während in nicht-marktwirtschaftlichen Gesellschaften »die Wirtschaftsordnung bloß eine Funktion der Gesellschaftsordnung«, jene also von dieser abhängig ist, kehrt der Kapitalismus dieses Verhältnis um. Seine Ökonomik ist in einem spezifischen Sinne »autonom« gegenüber allen übrigen sozialen Bereichen und Bedürfnissen. In dieser Verselbständigung der Ökonomie gegenüber der Gesellschaft sieht Polanyi den Grund dafür, daß die westlichen Industriegesellschaften dabei sind, ihre eigenen sozialen Voraussetzungen, ja ihre physische Substanz zu zerstören.

Polanyi begnügt sich nicht mit der Analyse und Kritik des laissez-faire-Kapitalismus; im Anschluß an die Arbeiten etwa von Marcel Mauss, Malinowski und Radcliffe-Brown befaßt er sich eindringlich mit solchen Gesellschaften, in denen die ökonomischen Transaktionen Teil der »faits sociaux totaux« (Mauss) sind. Diese Gesellschaften beruhen auf Prinzipien, z. B. dem der Reziprozität und der eigenbedarftlichen Haushaltung, die einen Lebenszusammenhang garantieren, der auf Erhaltung und Schutz des sozialen und ökologischen Gleichgewichts basiert. Es sind nicht zuletzt Polanyis Untersuchungen »primitiver« Wirtschafts- und Gesellschaftsformen, die bedeutenden Einfluß auf spätere anthropologische und ethnologische Forschungen ausgeübt haben.

Bibliothek der Wirtschafts-
u. Sozialwissenschaftlichen
Seminare und Institute
Göttingen

Inventarnummer 0712453

Seminar / Institut

Signatur

16
LBS

D
1310
Pol

Suhrkamp

5. Die Entwicklung des Marktwesens

Die beherrschende Rolle, die die Märkte in der kapitalistischen Wirtschaft spielen, und die Bedeutung des Tauschprinzips in dieser Wirtschaft erfordern eine sorgfältige Untersuchung des Wesens und Ursprungs der Märkte, will man den wirtschaftlichen Aberglauben des 19. Jahrhunderts beseitigen¹.

Tauschhandel ist ein Prinzip wirtschaftlichen Verhaltens, dessen Wirksamkeit von der Existenz des Marktes abhängig ist. Der Markt ist ein Treffpunkt zum Zweck von Tausch, Kauf

und Verkauf. Gibt es eine solche Einrichtung zumindest stellenweise nicht, dann findet die Neigung zum Tauschhandel nicht genügend Spielraum: sie kann keine Preise schaffen². Denn so wie die Reziprozität von einer symmetrischen Organisationsform gefördert wird, so wie die Redistribution durch ein gewisses Maß an Zentralisierung erleichtert wird, und so wie die Haushaltung auf Autarkie beruhen muß, so beruht die Wirksamkeit des Tauschhandelsprinzips auf dem Marktsystem. Aber ebenso, wie Reziprozität, Redistribution oder autarke Haushaltung in einer Gesellschaft vorhanden sein können, ohne vorzuherrschen, so kann das Prinzip des Tauschhandels ebenfalls eine untergeordnete Rolle in einer Gesellschaft spielen, in der andere Prinzipien im Aufsteigen begriffen sind.

Allerdings ist das Prinzip des Tauschhandels in manch anderer Hinsicht den anderen drei Prinzipien nicht völlig gleichzusetzen. Das Marktsystem, mit dem es zusammenhängt, leistet mehr als Symmetrie, Zentrität oder Autarkie, die im Gegensatz zum Marktsystem bloß »Merkmale« und keine nur für eine Funktion bestimmte Institution hervorbringen. Symmetrie bedeutet nicht mehr als ein soziologisches Arrangement, das keine eigenen Institutionen hervorbringt, sondern bloß bereits bestehende gestaltet (die symmetrische Ordnung eines Dorfes oder eines Stammes erfordert keine separate Institution). Zentrität schafft wohl häufig besondere Institutionen, enthält aber kein Motiv, das die von ihr hervorgebrachte Institution auf eine einzelne, spezifische Funktion festlegen würde (der Häuptling eines Dorfes oder ein anderer Träger einer zentralen Funktion kann sehr wohl verschiedene politische, militärische, religiöse oder ökonomische Funktionen unterschiedslos übernehmen). Wirtschaftliche Autarkie ist schließlich nur ein zusätzliches Merkmal einer bestehenden, in sich geschlossenen Gruppe.

Die Marktform hingegen, die mit einer eigenen, spezifischen Zielsetzung verbunden ist, nämlich Austausch, Tauschhandel, ist in stände, eine spezifische Institution hervorzubringen: den Markt. Dies ist letztlich der Grund, warum die Beherrschung des Wirtschaftssystems durch den Markt von ungeheurer Bedeutung für die Gesamtstruktur der Gesellschaft ist: sie bedeutet nicht weniger als die Behandlung der Gesellschaft als Anhängsel des Marktes. Die Wirtschaft ist nicht mehr in die

sozialen Beziehungen eingebettet, sondern die sozialen Beziehungen sind in das Wirtschaftssystem eingebettet. Die entscheidende Bedeutung des wirtschaftlichen Faktors für die Existenz der Gesellschaft schließt jedes andere Ergebnis aus. Sobald das wirtschaftliche System in separate Institutionen gegliedert ist, die auf spezifischen Zielsetzungen beruhen und einen besonderen Status verleihen, muß auch die Gesellschaft selbst so gestaltet werden, daß das System im Einklang mit seinen eigenen Gesetzen funktionieren kann. Dies ist die eigentliche Bedeutung der bekannten Behauptung, eine Marktwirtschaft könne nur in einer Marktgesellschaft funktionieren.

Der Schritt, der einzelne Märkte in eine Marktwirtschaft, und geregelte Märkte in einen selbstregulierenden Markt verwandelt, ist von entscheidender Bedeutung. Unabhängig davon, ob diese Tatsache als Gipfel der Zivilisation gepriesen oder als Krebsgeschwür beklagt wurde, glaubte man im 19. Jahrhundert naiverweise, daß eine solche Entwicklung das natürliche Ergebnis der Ausbreitung der Märkte sei. Man erkannte nicht, daß die Verwandlung der Märkte in ein selbstregulierendes System von ungeheurer Machtfülle nicht das Ergebnis einer den Märkten innewohnenden, natürlichen Tendenz zur Ausufahrung war, sondern vielmehr die Auswirkung der durchaus künstlichen Anreize, die dem Gesellschaftskörper appliziert wurden, um mit einer Situation fertigzuwerden, die wiederum von dem nicht weniger künstlichen Phänomen der Maschine geschaffen worden war. Der begrenzte und nicht expansive Charakter der Marktform als solcher wurde nicht erkannt; und doch ist es eben dieses Faktum, das sich einleuchtend aus der modernen Forschung ergibt.

»Märkte gibt es nicht überall; ihr Fehlen verweist zwar auf eine gewisse Isolierung und eine Neigung zur Absonderung, ist aber ebensowenig mit irgendeiner bestimmten Entwicklung verbunden, als aus ihrer Existenz geschlossen werden kann.« Dieser farblose Satz aus Thurnwalds *Economics in Primitive Communities* faßt die entscheidenden Ergebnisse der modernen Forschung zu diesem Gegenstand zusammen. Ein anderer Autor wiederholt in bezug auf das Geld dasselbe, was Thurnwald über Märkte sagt: »Die einfache Tatsache, daß ein Stamm Geld benützte, unterschied ihn in ökonomischer Hinsicht nur wenig von anderen Stämmen auf demselben Kulturniveau, die

dies nicht taten.« Uns bleibt somit kaum mehr zu tun, als auf einige der überraschenderen Folgerungen aus diesen Feststellungen zu verweisen.

Das Bestehen oder Fehlen von Märkten oder Geld muß das Wirtschaftsgefüge einer primitiven Gesellschaft nicht notwendigerweise beeinflussen – dies widerlegt den Mythos des 19. Jahrhunderts, wonach das Geld eine Erfindung war, die durch die Schaffung von Märkten, durch die beschleunigte Entwicklung der Arbeitsteilung und dadurch, daß der natürlichen menschlichen Neigung zu Tausch, Tauschhandel und Tauschgeschäften freie Bahn gegeben wurde, zwangsläufig die Gesellschaft umgestaltet. In der Tat beruhte die orthodoxe Wirtschaftsgeschichte auf einer äußerst übertriebenen Auffassung von der Bedeutung des Marktes an sich. Eine »gewisse Isolierung« oder vielleicht eine »Neigung zur Absonderung« sind die einzigen wirtschaftlichen Merkmale, die man mit Berechtigung aus dem Fehlen von Märkten ableiten kann; in bezug auf die innere Organisation einer Volkswirtschaft ist es ohne Belang, ob Märkte vorhanden sind oder nicht.

Die Gründe dafür sind einfach. Märkte sind keine Institutionen, die hauptsächlich innerhalb einer Wirtschaft funktionieren, sondern vielmehr außerhalb. Sie sind Treffpunkte des Fernhandels. Die eigentlichen Lokalmärkte sind kaum von Bedeutung. Weiters sind weder die Fernmärkte noch die Lokalmärkte im Grunde auf Wettbewerb eingestellt, und so besteht infolgedessen in beiden Fällen kaum ein Druck zur Schaffung eines lokalen Handels, eines sogenannten Binnen- oder nationalen Marktes. Jede einzelne dieser Feststellungen erschüttert einige der axiomatischen Annahmen der klassischen Volkswirtschaftler, und dennoch ergeben sie sich direkt aus den Tatsachen, wie sie sich im Licht der modernen Forschung darstellen.

Die Logik unserer Schlußfolgerung ist praktisch das Gegenteil von jener, die der klassischen Lehre zugrunde liegt. Die orthodoxe Lehre ging von der Neigung des einzelnen zum Tauschhandel aus, schloß daraus die Notwendigkeit lokaler Märkte sowie der Arbeitsteilung und folgerte schließlich daraus die Notwendigkeit des Handels und dann des Außenhandels, einschließlich des Fernhandels. Im Licht unseres heutigen Wissens könnten wir diese Reihenfolge praktisch umkehren: der wahre

Ausgangspunkt ist der Fernhandel, Ergebnis des geographischen Vorkommens der Güter und der durch die Örtlichkeit bestimmten »Arbeitsteilung«. Fernhandel führt oft zur Entstehung von Märkten, einer Einrichtung, die Tauschakte bedeutet und, falls Geld in Verwendung ist, Kauf und Verkauf, und damit schließlich, aber nicht zwangsläufig, manchen Individuen eine Möglichkeit bietet, ihrer angeblichen Neigung zum Schachern und Feilschen zu frönen.

Der vorherrschende Aspekt dieser Doktrin ist der Ursprung des Handels in einem äußeren Bereich, der mit der inneren Struktur einer Wirtschaft nichts zu tun hat. »Die Anwendung der bei der Jagd festzustellenden Regeln auf die Beschaffung von Gütern *außerhalb der Grenzen eines bestimmten Gebiets* führte zu bestimmten Formen des Austausches, die uns später als Handel erscheinen¹.« Wenn wir nach den Ursprüngen des Handels suchen, dann sollte unser Ausgangspunkt die Beschaffung von Gütern in der Ferne sein, wie im Falle der Jagd. »Die in Zentralaustralien beheimateten *Dieri* unternehmen jedes Jahr, im Juli oder August, eine Expedition nach Süden, um sich den für die Bemalung ihrer Körper erforderlichen Roteisenocker zu beschaffen... Ihre Nachbarn, die *Yanruwunta*, organisieren ähnliche Unternehmen, um sich Roteisenocker und Sandsteinplatten zum Zerquetschen von Grassamen von den achthundert Kilometer entfernten Flinders Hills zu holen. In beiden Fällen kann es zu Kämpfen um die gewünschten Artikel kommen, wenn sich die dort ansässige Bevölkerung gegen deren Entfernung zur Wehr setzt.« Diese Art von Requirierung oder Schatzsuche steht offensichtlich der Räuberei und Piraterie ebenso nahe wie dem, was wir als Handel anzusehen pflegen; es ist im Grunde eine einseitige Angelegenheit. Zweiseitig, das heißt, »eine bestimmte Form des Austausches«, wird sie oft nur durch die von den örtlichen Machthabern praktizierte Erpressung, oder durch Reziprozitätsarrangements, wie im Falle des *Kula*-Kreises, wie im Falle der Besuchergruppen der westafrikanischen *Pengwe*, oder im Falle der *Kpelle*, bei denen der Häuptling den Außenhandel monopolisiert, indem er auf persönlicher Bewirtung aller Besucher besteht. Natürlich sind solche Besuche kein Zufall, sondern – nach unseren, nicht ihren Vorstellungen – echte Handelsfahrten; der Austausch der Güter vollzieht sich jedoch stets in Gestalt von Gegengeschenken

und meist anlässlich von Gegenbesuchen.

Wir kommen zu dem Schluß, daß die menschlichen Gemeinschaften zwar niemals auf auswärtige Handelsaktivitäten verzichtet zu haben scheinen, aber daß ein solcher Handel nicht unbedingt Märkte erfordert. Außenhandel hatte ursprünglich mehr den Charakter von Abenteuern, Forschungsreisen, Jagdzügen, Piraterie und Krieg, als den von Tauschgeschäften. Er muß keineswegs Frieden und Zweiseitigkeit bedeuten, und selbst wenn beides der Fall ist, dann beruht er gewöhnlich auf dem Prinzip der Reziprozität und nicht auf dem des Tauschgeschäfts.

Der Übergang zum friedlichen Tauschgeschäft kann auf zwei Wegen zurückverfolgt werden, nämlich dem des Friedens und dem des Tauschhandels. Eine Stammesexpedition mag sich, wie oben erwähnt, an die von den örtlichen Machthabern gestellten Bedingungen halten müssen, die von den Fremden irgendeine Art von Gegendienst verlangen; diese zwar nicht völlig friedliche Beziehung kann dann zu Tauschgeschäften führen, die einseitige Güterbeschaffung verwandelt sich in eine zweiseitige. Die andere Entwicklungslinie ist die des »schweigenden Austausches«, wie im afrikanischen Busch, wo das Risiko eines Kampfes durch einen ausgehandelten Waffenstillstand vermieden und, mit gebührender Vorsicht, das Element des Friedens und des Vertrauens in den Austausch eingeführt wird.

Wie wir wissen, werden zu einem späteren Zeitpunkt Märkte in der Organisation des auswärtigen Handels vorherrschen. Jedoch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt gesehen, sind Außenmärkte etwas ganz anderes als lokale oder Binnenmärkte. Sie unterscheiden sich nicht nur im Umfang, sondern sind vielmehr Institutionen mit verschiedenen Funktionen und Ursprüngen. Außenhandel bedeutet Transport und beruht darauf, daß bestimmte Arten von Gütern in einer Region fehlen; der Austausch englischer Wolle gegen portugiesischen Wein war ein Beispiel dafür. Der örtliche Handel beschränkt sich auf die Güter der betreffenden Region, die sich nicht zum Transport eignen, weil sie zu schwer, zu groß oder leicht verderblich sind. So sind sowohl der auswärtige als auch der örtliche Austausch von der geographischen Entfernung abhängig, wobei der eine auf solche Güter beschränkt ist, die diese Entfernung überwinden können, und der andere auf solche, die das nicht vermögen.

Der Austausch dieser Art wird mit Recht als komplementär bezeichnet. Der örtliche Austausch zwischen Stadt und Land so wie der Außenhandel zwischen verschiedenen Klimazonen beruht auf diesem Prinzip. Ein solcher Handel muß nicht Konkurrenz bedeuten, und wenn Konkurrenz zu einer Störung des Handels führen würde, dann spricht nichts gegen ihre Ausschaltung. Im Gegensatz sowohl zum Außen- als auch lokalen Handel ist der Binnenhandel wettbewerbsbestimmt; neben den komplementären Tauschakten umfaßt er eine erheblich größere Anzahl von Tauschakten, bei denen ähnliche Güter aus verschiedenen Quellen im Wettbewerb miteinander angeboten werden. Somit zeigt der Wettbewerb erst mit dem Entstehen eines Binnen- oder nationalen Handelsaustausches die Tendenz, als allgemeines Prinzip des Handels anerkannt zu werden.

Diese drei Formen des Handels, die sich in ihrer ökonomischen Funktion scharf unterscheiden, sind auch verschiedenen Ursprungs. Wir haben von den Anfängen des Außenhandels gesprochen. Märkte entstanden daraus auf natürliche Weise dort, wo die Träger innehalten mußten, beispielsweise bei Furtten, Seehäfen, Quellflüssen, oder dort, wo die Landwege zweier Expeditionen zusammentrafen. »Häfen« entstanden an den Umschlagplätzen⁴. Die kurze Blütezeit der berühmten Messen Europas war ein weiteres Beispiel dafür, wie der Fernhandel einen bestimmten Markttypus hervorbrachte; auch Englands Stapelplätze waren ein solches Beispiel. Aber während Messen und Stapelplätze wiederum in einem Tempo verschwanden, das die dogmatischen Evolutionisten bestürzte, sollte der *portus* bei der Besiedlung Westeuropas mit Städten eine enorme Rolle spielen. Aber selbst dort, wo Städte an den Standorten von Außenhandelsmärkten gegründet wurden, blieben die Lokalmärkte oft abgesondert, nicht nur in ihrer Funktion, sondern auch in ihrer Organisation. Somit waren weder der Hafen noch die Messe noch die Stapelplätze die Grundlage von Binnen- oder nationalen Märkten. Wo also sollten wir nach ihren Ursprüngen suchen?

Zunächst erscheint die Annahme selbstverständlich, daß individuelle Tauschakte im Laufe der Zeit zur Entwicklung lokaler Märkte führen würden und daß solche Märkte, einmal entstanden, ebenso natürlich zur Errichtung von Binnen- oder natio-

nalen Märkten führen würden. Jedoch ist weder das eine noch das andere der Fall. Tatsache ist, daß individuelle Tauschakte in der Regel in Gesellschaften, in denen andere Grundsätze wirtschaftlichen Verhaltens vorherrschen, nicht zum Entstehen von Märkten führen. Solche Akte kommen in fast allen Typen der primitiven Gesellschaft vor, doch werden sie als nebensächlich betrachtet, da sie nicht zur Versorgung mit Lebensnotwendigem dienen. In den umfangreichen Redistributionsystemen des Altertums waren Tauschakte sowie lokale Märkte durchaus üblich, doch spielten sie nur eine untergeordnete Rolle. Das gleiche galt dort, wo Reziprozität herrschte: in diesem Fall waren Tauschakte in der Regel in weitreichende, Treu und Glauben einschließende Beziehungen eingebettet, ein Zustand, der den bilateralen Charakter der Transaktion verwischen kann. Die einschränkenden Faktoren kommen aus allen Bereichen der Sozialbeziehungen: Sitte und Gesetz, Religion und Magie tragen gleichermaßen zu dem Resultat bei: die Einschränkung der Tauschakte in bezug auf Personen und Objekte, auf Zeit und Gelegenheit. Derjenige, der tauscht, nimmt in der Regel bloß an einer feststehenden Art von Transaktion teil, in der sowohl die Tauschgegenstände als auch die ihnen entsprechenden Gegenmengen festgesetzt sind. In der Sprache der *Tikopia*¹ bezeichnet *Uta* ein derartiges traditionelles Äquivalent als Teil des gegenseitigen Austausches. Jenem Faktor, der dem Denken des 18. Jahrhunderts als das entscheidende Merkmal des Austausches erschien, nämlich das darin enthaltene voluntaristische Element und das Feilschen, so charakteristisch für das hypothetische Motiv des Tauschhandels, wird im Rahmen der eigentlichen Transaktion kaum Raum gegeben; soweit dieses Motiv dem Vorgang überhaupt zugrunde liegt, läßt man es nur selten an die Oberfläche treten.

Es ist vielmehr üblich, die gegenteilige Motivation zu demonstrieren. Der Geber mag den Tauschgegenstand einfach zu Boden fallen lassen, und der Empfänger wird so tun, als hebe er ihn zufällig auf, oder er wird es sogar einem seiner Gefolgsleute überlassen, es für ihn zu tun. Nichts würde dem anerkannten Verhalten mehr zuwiderlaufen, als die empfangene Gegengabe genau zu prüfen. Wir haben guten Grund zur Annahme, daß diesem ausgeklügelten Verhalten nicht ein echter Mangel an Interesse an der materiellen Seite der Transaktion zugrunde liegt,

wir würden die Etiquette des Tausches eher als eine Entwicklung bezeichnen, die das Ausmaß dieses Interesses einschränken soll.

Jedenfalls wäre es unbesonnen, wollte man aufgrund des vorliegenden Materials behaupten, die lokalen Märkte wären jemals aus individuellen Tauschakten hervorgegangen. So dunkel auch die Anfänge der lokalen Märkte sind, so kann soviel festgestellt werden: diese Einrichtung war von allem Anfang an durch eine Anzahl von Sicherheitsmaßregeln eingeschränkt, die die vorherrschende Wirtschaftsorganisation der Gemeinschaft vor Einmischungen durch Marktpraktiken schützen sollte. Der Frieden auf dem Markt wurde durch Riten und Zeremonien gesichert, die dessen Umfang einschränkten, aber gleichzeitig sein Funktionieren im Rahmen der gegebenen Grenzen sicherten. Das hervorstechendste Resultat der Märkte – die Geburt von Städten und städtischer Zivilisation – stand am Ende einer paradoxen Entwicklung, da die Städte – Sprößlinge der Märkte – nicht nur deren Beschützer waren, sondern sie gleichzeitig daran hinderten, sich ins Land hinaus auszudehnen und damit Einfluß auf die herrschende ökonomische Organisation der Gesellschaft zu gewinnen. Die beiden Bedeutungen des Wortes »umschließen« bringen diese Doppelfunktion der Städte in bezug auf die Märkte am besten zum Ausdruck, die sie sowohl umschlossen als auch an der Ausbreitung hinderten.

Wenn der Tauschhandel von Tabus umgeben war, die diesen Typus menschlicher Beziehungen daran hindern sollten, die eigentliche ökonomische Organisation zu mißbrauchen, so war die Regelung des Marktes noch strenger. Hier ein Beispiel aus dem Land der *Chaga*: »Der Markt muß an den Markttagen regelmäßig visitiert werden. Sollte irgendein Vorfall die Abhaltung des Marktes an einem oder mehreren Tagen verhindern, dann darf die Markttätigkeit erst wieder aufgenommen werden, nachdem der Marktplatz rituell gereinigt worden ist... Jede auf dem Marktplatz verursachte, mit Blutvergießen verbundene Verletzung erfordert die sofortige Sühne. Von diesem Augenblick an durfte keine Frau den Marktplatz verlassen, und die Güter durften nicht mehr berührt werden; sie mußten gereinigt werden, ehe sie weggetragen und als Nahrung verwendet werden durften. Zumindes mußte sofort ein Ziegenbock geopfert werden. Eine kostspieligere und ernstere Sühne war erforder-

lich, wenn eine Frau auf dem Marktplatz ein Kind gebar oder eine Fehlgeburt hatte. In diesem Fall war ein Milchtier erforderlich. Zusätzlich mußte auch die Hütte des Häuptlings mit dem Opferblut einer Milchkuh gereinigt werden. Auf diese Weise wurden nach und nach alle Frauen des Gebiets besprengt.⁶ Derartige Vorschriften waren kaum geeignet, die Ausbreitung von Märkten zu erleichtern.

Der typische lokale Markt, auf dem Hausfrauen einen Teil ihres täglichen Bedarfs decken, und die Getreide- oder Gemüsezüchter sowie die örtlichen Handwerker ihre Waren zum Kauf anbieten, zeigt sich hinsichtlich Zeit und Ort von bemerkenswerter Dauerhaftigkeit. Zusammenkünfte dieser Art sind nicht nur in primitiven Gesellschaften weitverbreitet, sondern erhalten sich auch in den höchstentwickelten Ländern Westeuropas in unveränderter Form bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Sie bilden einen Teil des örtlichen Lebens und unterscheiden sich kaum voneinander, ob es sich nun um einen zentralafrikanischen Stamm, eine *cité* des merowingischen Frankreichs, oder ein schottisches Dorf zu Adam Smiths Zeiten handelt. Aber was für das Dorf gilt, trifft auch auf die Stadt zu. Lokale Märkte sind im wesentlichen Nachbarschaftsmärkte, und obwohl sie für das Leben der Gemeinschaft wichtig sind, so zeigten sie nirgendwo Ansätze zu einer Reduzierung der bestehenden wirtschaftlichen Ordnung auf ihre eigene Struktur. Sie waren keineswegs Ausgangspunkte des Binnenhandels oder des nationalen Handels.

In Westeuropa wurde der Binnenhandel vielmehr durch das Eingreifen des Staates geschaffen. Bis zur Zeit der kommerziellen Revolution war das, was uns heute als nationaler Handel erscheinen mag, keineswegs national, sondern städtisch. Die Hanse bestand nicht aus deutschen Kaufleuten; sie war vielmehr eine Verbindung von Handelsherren aus verschiedenen Städten an der Nordsee und aus dem Baltikum. Weit davon entfernt, das Wirtschaftsleben Deutschlands zu »nationalisieren«, schloß die Hanse das Hinterland absichtlich vom Handel aus. Der Handel Antwerpens oder Hamburgs, Venedigs oder Lyons war keineswegs holländisch oder deutsch, italienisch oder französisch. London bildete hier keine Ausnahme: es war ebensowenig »englisch« wie Lübeck »deutsch« war. Eine Karte des europäischen Handels dieser Zeit sollte eigentlich nur

Städte zeigen und das Land leer lassen, denn soweit es den organisierten Handel betraf, war es praktisch nicht vorhanden. Sogenannte Nationen waren bloß ziemlich locker gefügte politische Einheiten, die, wirtschaftlich gesehen, aus zahllosen größeren und kleineren autarken Haushaltungen und bedeutungslosen lokalen Märkten in den Dörfern bestanden. Der Handel beschränkte sich auf organisierte Stadtgemeinden, die ihn entweder lokal, als Nachbarschaftshandel, oder als Fernhandel betrieben, wobei die beiden streng voneinander getrennt waren und keiner wahllos in das Landesinnere vordringen durfte.

Eine solche permanente, andauernde Trennung des Ortshandels vom Fernhandel innerhalb der Stadtordnung muß für die Evolutionisten ein weiterer Schlag sein, in deren Augen die eine Sache stets so leicht in eine andere hinüberzuwachsen scheint. Indessen liefert gerade diese eigentümliche Tatsache den Schlüssel für die Sozialgeschichte des städtischen Lebens Westeuropas und stützt auch unsere These hinsichtlich des Ursprungs des Marktes, die wir aus den Verhältnissen in primitiven Gesellschaften abgeleitet haben. Die scharfe Unterscheidung zwischen Orts- und Fernhandel mag zunächst allzu rigoros erscheinen, vor allem, da sie uns zur einigermaßen überraschenden Folgerung führte, daß weder der Fern- noch der Ortshandel Ursache des Binnenhandels der modernen Zeit gewesen seien – und damit offenbar keine andere Alternative offenläßt, als die Erklärung durch einen *deus ex machina* in Form staatlichen Eingreifens. Wir werden gleich sehen, daß in dieser Beziehung auch die neuesten Forschungen unsere Schlußfolgerungen bestätigen. Vorerst aber wollen wir in knappen Umrissen die Geschichte der städtischen Zivilisation darstellen, wie sie durch die eigentümliche Trennung von Orts- und Fernhandel im Rahmen der mittelalterlichen Stadt gestaltet wurde.

Diese Trennung bestand tatsächlich im Kern der mittelalterlichen städtischen Zentren⁷. Die Stadt war eine Organisationsform der Freibürger. Sie allein genossen das Bürgerrecht, und das ganze System beruhte auf dem Unterschied zwischen Bürger und Nichtbürger. Natürlich waren weder die Bauern vom Land noch die Kaufleute aus anderen Städten Bürger. Aber während der militärische und politische Machteinfluß der Stadt sich auch auf die Bauern der Umgebung erstreckte, so er-

streckte sich diese Autorität nicht auf die fremden Kaufleute. Daher befanden sich die Bürger in bezug auf den Orts- und Fernhandel in einer völlig anderen Lage.

Bei der Regelung der Nahrungsmittelversorgung kamen solche Methoden zur Anwendung, wie die zwangsweise Öffentlichkeit der Transaktionen und der Ausschluß von Mittelsmännern, zum Zweck der Kontrolle des Handels und zum Schutz gegen hohe Preise. Solche Vorschriften galten jedoch nur für den Handel zwischen der Stadt und dem umliegenden Land. In bezug auf den Fernhandel war die Lage eine völlig andere. Gewürze, Pökelfisch oder Wein mußten über weite Entfernungen herangeschafft werden und waren somit die Domäne des fremden Kaufmanns und seiner kapitalistischen Großhandelsmethoden. Dieser Handelstypus entzog sich den örtlichen Vorschriften, und das einzige, was man tun konnte, war, ihn so gut es ging vom lokalen Markt fernzuhalten. Das völlige Verbot des Einzelhandels für fremde Kaufleute diente diesem Zweck. Je mehr das Volumen des kapitalistischen Großhandels zunahm, um so schärfer wurde der Ausschluß seiner Importe von den örtlichen Märkten durchgesetzt.

Bei Gewerbeerzeugnissen war die Trennung des Ortshandels vom Fernhandel noch strenger, da in diesem Fall die gesamte Struktur der Exportproduktion betroffen war. Der Grund dafür lag im Wesen der Gilden, in denen die gewerbliche Erzeugung zusammengefaßt war. Auf dem lokalen Markt wurde die Erzeugung nach den Bedürfnissen der Erzeuger ausgerichtet und auf einem für diese einträglichen Niveau eingefroren. Dieser Grundsatz konnte natürlich nicht für die Ausfuhren gelten, bei denen die Interessen der Erzeuger keine Produktionseinschränkung erforderten. Infolgedessen war zwar der lokale Handel streng geregelt, die Erzeugung für den Export hingegen wurde bloß formell durch die Zünfte überwacht. Die vorherrschende Exportindustrie, die Tucherzeugung, war sogar auf der kapitalistischen Grundlage der Lohnarbeit organisiert.

Die immer schärfer werdende Trennung des Ortshandels vom Exporthandel war die Reaktion der städtischen Lebensform auf die durch das bewegliche Kapital drohende Zersetzung der städtischen Institutionen. Die typische mittelalterliche Stadt versuchte nicht etwa, diese Gefahr durch eine Überbrückung der Kluft zwischen dem überschaubaren Lokalmarkt und der

Unberechenbarkeit eines unüberschaubaren Fernhandels zu vermeiden, sondern trat der Gefahr direkt durch eine äußerst rigorose Politik der Ausschließung und Abschirmung entgegen, die ihre eigene Existenzgrundlage darstellte.

In der Praxis bedeutete dies, daß die Städte der Bildung jenes nationalen oder Binnenmarktes, den die kapitalistischen Großhändler nachdrücklich anstrebten, alle nur möglichen Hindernisse in den Weg legten. Durch die Aufrechterhaltung des Grundsatzes eines konkurrenzfreien Ortshandels und eines gleichfalls konkurrenzfreien, zwischen den einzelnen Städten abgewickelten Überlandhandels behinderten die Bürger mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln die Einbeziehung des ländlichen Bereichs in die Handelstätigkeit und die Einführung eines allgemeinen Handels zwischen den Städten und dem Land. Dies war die Entwicklung, die den Territorialstaat als Instrument der »Nationalisierung« des Marktes und als Schöpfer des Binnenhandels ins Spiel brachte.

Das planmäßige Vorgehen des Staates im 15. und 16. Jahrhundert zwang den streng protektionistischen Städten und Fürstentümern das merkantile System auf. Der Merkantilismus zerstörte den überholten Partikularismus des örtlichen und interurbanen Handels, indem er die Barrieren zwischen diesen beiden Arten des konkurrenzfreien Handels niederriß, und bereitete damit den Weg für einen nationalen Markt, der die Unterschiede zwischen Stadt und Land sowie zwischen den verschiedenen Städten und Provinzen in zunehmendem Maße ignorierte.

Das merkantile System war eigentlich eine Reaktion auf vielerlei Entwicklungen. Politisch gesehen war der zentralisierte Staat eine neue Schöpfung, hervorgerufen von der kommerziellen Revolution, die das Schwergewicht der westlichen Welt vom Mittelmeer zur Atlantikküste verschoben hatte und dadurch die rückständigen Völker der größeren Agrarländer zur Organisation ihres Handelswesens zwang. In der Außenpolitik war die Etablierung der souveränen Macht ein Gebot der Stunde, und daher bemühte sich die merkantilistische Staatskunst um die Erfassung aller Mittel des gesamten nationalen Territoriums zum Zweck der außenpolitischen Machtentfaltung. Innenpolitisch war die Einigung der vom feudalen und städtischen Partikularismus zersplitterten Länder eine not-

wendige Begleiterscheinung dieser Bestrebung. Das wirtschaftliche Instrument der Einigung war das Kapital, das heißt, aufgehäufte Privatgelder, die sich für die Entwicklung des Handels besonders gut eigneten. Die der Wirtschaftspolitik der Zentralregierung zugrunde liegenden Verwaltungsmethoden wurden schließlich durch eine Ausdehnung des traditionellen städtischen Systems auf das größere Territorium des Staates geschaffen. In Frankreich, wo die Zünfte zur Entwicklung zu Staatsorganen neigten, wurde das Zunftsystem einfach über das ganze Territorium des Landes ausgeweitet. In England, wo der Verfall der befestigten Städte das System tödlich geschwächt hatte, wurde das Dorf ohne Überwachung durch die Zünfte industrialisiert, während in beiden Staaten Handel und Verkehr über das gesamte Territorium der Nation ausgedehnt und zur vorherrschenden Form wirtschaftlicher Tätigkeit wurden. In dieser Situation sind die Ursprünge der Binnenhandelspolitik des Merkantilismus zu finden.

Das Eingreifen des Staates, das den Handel von der Beschränktheit der privilegierten Städte befreit hatte, wurde nun erforderlich, um sich mit jenen beiden eng miteinander verknüpften Gefahren zu befassen, die die Stadt erfolgreich gemeistert hatte, nämlich Monopol und Konkurrenz. Daß die Konkurrenz letztlich zum Monopol führen muß, war eine zur damaligen Zeit bereits wohlbekannte Tatsache, und das Monopol wurde damals noch mehr gefürchtet als später, da es häufig lebenswichtige Güter betraf und damit leicht zu einer Bedrohung des Gemeinwesens werden konnte. Eine umfassende Regelung des wirtschaftlichen Lebens, aber diesmal nicht bloß auf städtischer, sondern auf nationaler Ebene, war die naheliegende Lösung. Was dem modernen Menschen sehr leicht als kurz-sichtige Ausschaltung des Wettbewerbs erscheinen mag, war in Wirklichkeit ein Mittel zur Sicherung des Marktgeschehens unter den bestehenden Verhältnissen. Denn jedes vorübergehende Auftreten von Käufern oder Verkäufern auf dem Markt muß das Gleichgewicht zerstören und die regelmäßigen Käufer oder Verkäufer enttäuschen, mit dem Ergebnis, daß der Markt zu funktionieren aufhört. Die früheren Lieferanten werden ihre Güter nicht mehr anbieten, da sie nicht sicher sein können, dafür einen entsprechenden Preis zu erzielen, und der nicht mehr ausreichend mit Gütern versorgte Markt wird zur Beute der

Monopolisten. Im geringeren Maße gab es die gleichen Gefahren auf der Nachfrageseite, wo ein rapider Rückgang ein Nachfragemonopol zur Folge haben konnte. Mit jeder Maßnahme, die der Staat ergriff, um den Markt von partikularistischen Restriktionen, Zollschränken und Verboten zu befreien, gefährdete er das bestehende System von Produktion und Distribution, das nun von unregelter Konkurrenz und dem Eindringen von unbefugten Händlern bedroht wurde, die den Markt »abschöpften«, aber keine Gewähr für Stabilität boten. So kam es dazu, daß die neuen nationalen Märkte wohl zwangsläufig bis zu einem bestimmten Grad wettbewerbsbestimmt waren, daß sich aber nicht das neue Element des Wettbewerbs durchsetzte, sondern die traditionelle Form der Regelung⁸. Der selbstgenügsame Haushalt des für seinen Lebensunterhalt schwer arbeitenden Bauern blieb weiterhin die Grundlage des Wirtschaftssystems, das durch die Entstehung des Binnenhandels in größere nationale Einheiten integriert wurde. Dieser nationale Markt nahm nunmehr seinen Platz an der Seite der örtlichen und fernen Märkte ein, mit denen er sich teilweise überschneidet. Die Landwirtschaft wurde durch den Binnenhandel ergänzt – ein System relativ isolierter Märkte, das mit dem in den ländlichen Gebieten immer noch vorherrschenden Prinzip des selbstgenügsamen Haushalts durchaus vereinbar war.

Damit schließt unser Überblick über die Entwicklungsgeschichte des Marktes bis zur Zeit der Industriellen Revolution. Die nächste Phase in der Geschichte der Menschheit brachte, wie wir wissen, einen Versuch zur Errichtung eines einzigen großen, selbstregulierenden Marktes. Der Merkantilismus, diese charakteristische Politik des westlichen Nationalstaates, enthielt nichts, was eine solche einmalige Entwicklung hätte voraussehen lassen. Die durch den Merkantilismus bewirkte »Befreiung« des Handels befreite den Handel nur vom Partikularismus, erweiterte aber gleichzeitig den Umfang der Reglementierung. Das wirtschaftliche System war in den allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnissen eingebettet; die Märkte waren bloß ein zusätzlicher Faktor eines institutionellen Rahmens, der mehr denn je von der gesellschaftlichen Macht kontrolliert und reguliert wurde.

6. Der selbstregulierende Markt und die fiktiven Waren: Arbeit, Boden und Geld

Diese kurze Übersicht über Wirtschaftssystem und Märkte zeigt an sich bereits, daß vor unserer Zeit Märkte niemals mehr als eine bloße Begleiterscheinung des Wirtschaftslebens waren. In der Regel war das Wirtschaftssystem im Gesellschaftssystem integriert, und welche Verhaltensnormen in der Wirtschaft auch vorherrschen mochten, die Existenz von Märkten war damit durchaus in Einklang zu bringen. Das Prinzip des Tauschhandels, das dieser Form zugrunde liegt, zeigte keinerlei Tendenz, sich auf Kosten des Restes auszuweiten. Dort, wo die Märkte am höchsten entwickelt waren, wie im System des Merkantilismus, blühten sie unter der Kontrolle einer Zentralverwaltung, die die Autarkie sowohl in der Haushaltung des Bauernstandes als auch im allgemein-nationalen Rahmen pflegte. Regelung und Märkte entwickelten sich in der Praxis gemeinsam. Der selbstregulierende Markt war unbekannt, ja, schon die Idee eines selbstregulierenden Marktes bedeutete eine völlige Umkehrung des Entwicklungstrends. Die ungewöhnlichen Voraussetzungen, die einer Marktwirtschaft zugrunde liegen, können nur im Licht dieser Tatsache völlig verstanden werden.

Eine Marktwirtschaft ist ein ökonomisches System, das ausschließlich von Märkten kontrolliert, geregelt und gesteuert wird; die Ordnung der Warenproduktion und -distribution wird diesem selbstregulierenden Mechanismus überlassen. Eine Wirtschaftsform solcher Art beruht auf der Erwartung, der Mensch werde sich so verhalten, daß er einen maximalen Geldgewinn erzielt. Sie setzt Märkte voraus, auf denen das zu einem bestimmten Preis verfügbare Angebot an Gütern (einschließlich Dienstleistungen) gleich der Nachfrage zu diesem Preis ist. Sie setzt die Existenz von Geld voraus, das in den Händen seiner Besitzer als Kaufkraft wirksam ist. Die Produktion wird dann von den Preisen bestimmt, denn die Profite jener, die die Produktion lenken, werden von diesen Preisen abhängen; die Distribution der Güter wird ebenfalls von den Preisen abhängig sein, denn Preise bilden Einkommen, und mit Hilfe dieser Einkommen werden die erzeugten Güter unter den Mitgliedern der Gesellschaft verteilt. Unter diesen Voraussetzungen wird die Produktion und Distribution von Gütern aus-

schließlich durch die Preise gesichert.

Selbstregulierung bedeutet, daß die gesamte Produktion auf dem Markt zum Verkauf steht und daß alle Einkommen aus diesen Verkäufen entstehen. Dementsprechend gibt es Märkte für alle Wirtschaftsfaktoren, nicht nur für Güter (immer mit Einschluß der Dienstleistungen), sondern auch für Arbeit, Boden und Geld, deren Preise jeweils Warenpreise, Löhne, Bodenrente und Zins genannt werden. Diese Begriffe weisen bereits darauf hin, daß Preise die Einkommen bilden: der Zins ist der Preis für die Geldnutzung und bildet das Einkommen jener, die in der Lage sind, Geld zur Verfügung zu stellen; die Bodenrente ist der Preis für die Landnutzung und bildet das Einkommen jener, die Boden zur Verfügung stellen; der Lohn ist der Preis für die Nutzung von Arbeitskraft und bildet das Einkommen jener, die sie anbieten; der Warenpreis schließlich trägt zum Einkommen jener bei, die ihre unternehmerischen Fähigkeiten anbieten, das als Profit bezeichnete Einkommen entsteht in Wirklichkeit aus der Differenz zwischen zwei Arten von Preisen, dem Preis der produzierten Güter und deren Kosten, das heißt, dem Preis der Waren, die für ihre Erzeugung erforderlich sind. Wenn diese Voraussetzungen erfüllt sind, dann werden alle Einkommen aus Verkäufen auf dem Markt entstehen, und die Einkommen werden gerade ausreichen, alle produzierten Waren zu kaufen.

Es folgt eine weitere Gruppe von Annahmen, die sich auf den Staat und dessen Politik beziehen. Es darf nichts geben, das die Bildung von Märkten behindert, auch darf keine Einkommensbildung zugelassen werden, die nicht durch Verkäufe entsteht. Weiter darf es kein Eingreifen in die Anpassung der Preise an geänderte Marktbedingungen geben, ganz gleich, ob es sich um den Preis von Waren, Arbeitskraft, Boden oder Geld handelt. Es muß daher nicht nur Märkte für alle Elemente der Wirtschaft geben¹, sondern es darf auch keine Maßnahme oder Politik zugelassen werden, die das Geschehen auf diesen Märkten beeinflussen würde. Es dürfen daher weder der Preis noch Angebot oder Nachfrage festgesetzt oder geregelt werden; zulässig sind nur solche Richtlinien und Maßnahmen, die die Selbstregelung des Marktes sichern, indem Verhältnisse geschaffen werden, die den Markt zur einzigen wirksamen Kraft im wirtschaftlichen Bereich machen.

Um voll erfassen zu können, was das bedeutet, wollen wir nochmals zum Merkantilismus und den nationalen Märkten zurückkehren, zu deren Schaffung er so viel beitrug. Im Rahmen des Feudalismus und des Zunftwesens waren Boden und Arbeit Teil der gesellschaftlichen Organisation selbst (Geld war damals noch kaum ein wesentliches Element des wirtschaftlichen Geschehens). Der Boden, das entscheidende Element der Feudalordnung, war die Grundlage des militärischen, rechtlichen, administrativen und politischen Systems; sein Rang und seine Funktion wurden von Gesetz und Gewohnheitsrecht bestimmt. Ob Bodenbesitz übertragbar war oder nicht, an wen er unter welchen Bedingungen übertragbar war, welche Pflichten mit den Besitzrechten verbunden waren, und zu welchen Zwecken bestimmte Bodenarten benutzt werden durften – alle diese Fragen hatten mit der Organisation von Kauf und Verkauf überhaupt nichts zu tun und unterlagen völlig andersgerichteten Formen der institutionellen Regelung.

Das gleiche galt für die Organisation der Arbeit. So wie in allen anderen Wirtschaftsformen der vorangegangenen Geschichte, waren auch im Rahmen des Zunftwesens Motive und Umstände der produktiven Tätigkeit in die allgemeine gesellschaftliche Struktur eingebettet. Die Beziehung zwischen Meister, Geselle und Lehrling, die Zunftregeln, die Zahl der Lehrlinge und die Löhne der Arbeiter wurden alle durch Brauch und Vorschriften der Zünfte und Städte geregelt. Was der Merkantilismus bewirkte, war bloß eine Vereinheitlichung dieser Verhältnisse, entweder durch ein Statut, wie in England, oder durch die »Nationalisierung« der Zünfte, wie in Frankreich. Was den Boden betraf, so wurde sein Feudalstatus nur insoweit abgeschafft, als er mit regionalen Privilegien verbunden war; ansonsten blieb der Boden in England ebenso wie in Frankreich *extra commercium*. Bis zur Revolution von 1789 blieb der Grundbesitz in Frankreich Quelle gesellschaftlicher Privilegien, und sogar nach dieser Zeit galt in England bezüglich des Bodens im wesentlichen das mittelalterliche Gewohnheitsrecht. Trotz seiner ausgesprochenen Tendenz zur Kommerzialisierung griff der Merkantilismus nie die Schutzmaßnahmen an, die diese beiden grundlegenden Produktionselemente – Arbeit und Boden – vor der Umwandlung in Handelsobjekte verteidigten. In England führte die »Nationalisierung« der Ar-

beitsgesetzgebung durch das Handwerkerstatut (1563) und das Armenrechtsgesetz (1601) die Arbeit aus der Gefahrenzone heraus, und die Anti-Einfriedungspolitik der Tudors und frühen Stuarts war ein ständiger Protest gegen das Prinzip des Profits aus Bodenbesitz.

Daß der Merkantilismus, trotz seines heftigen Eintretens für die Kommerzialisierung als nationale Politik, die Märkte in einer der Marktwirtschaft genau entgegengesetzten Art und Weise betrachtete, wird am besten durch eine enorme Ausweitung staatlichen Eingreifens in die Wirtschaft demonstriert. In diesem Punkt bestand kein Unterschied zwischen Merkantilisten und Feudalherren, zwischen gekrönten Planern und alt-hergebrachten Privilegien, zwischen zentralistischen Bürokraten und konservativen Partikularisten. Sie waren nur über die Methoden der Regelung uneins: Zünfte, Städte und Provinzen beriefen sich auf die Macht von Brauch und Tradition, während die neue Staatsmacht Gesetze und Verordnungen bevorzugte. Alle aber waren gleichermaßen gegen die Idee einer Kommerzialisierung von Arbeit und Boden – der Vorbedingung für die Marktwirtschaft. Handwerkerghilden und Feudalprivilegien wurden in Frankreich erst 1790 abgeschafft; das Handwerkerstatut wurde in England erst 1813/14 und das elisabethanische Armenrechtsgesetz im Jahre 1834 aufgehoben. In beiden Ländern stand die Errichtung eines freien Arbeitsmarktes bis zum letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts überhaupt nicht zur Diskussion, und der Gedanke einer Selbstregelung des wirtschaftlichen Lebens lag jenseits der Vorstellungskraft jener Zeit. Der Merkantilist befaßte sich mit der Entwicklung der wirtschaftlichen Ressourcen des Landes, einschließlich Vollbeschäftigung, durch Handel und Geschäft; die traditionelle Organisation von Boden und Arbeit nahm er als gegeben hin. Er war in dieser Hinsicht von modernen Vorstellungen ebenso weit entfernt wie im politischen Bereich, wo sein Glaube an die absolute Macht eines aufgeklärten Despoten durch keinerlei Andeutung von Demokratie gemildert wurde. Und so wie der Übergang zu einem demokratischen System und einer Politik durch Volksvertreter eine völlige Umkehrung der Tendenz der Zeit bedeutete hätte, so stellte der Wechsel von geregelten zu selbstregulierenden Märkten am Ende des 18. Jahrhunderts eine völlige Umwandlung der Gesellschaftsstruktur dar.

Ein selbstregulierender Markt erfordert nicht weniger, als die institutionelle Trennung der Gesellschaft in eine wirtschaftliche und eine politische Sphäre. Eine solche Dichotomie ist, genau genommen, vom Standpunkt der Gesellschaft als Ganzes gesehen, bloß eine andere Formulierung für die Existenz eines selbstregulierenden Marktes. Man kann natürlich meinen, daß diese beiden Bereiche in jeglicher Art von Gesellschaft zu allen Zeiten voneinander getrennt sind. Eine solche Folgerung wäre jedoch ein Trugschluß. Sicherlich kann keine Gesellschaft ohne irgendein System auskommen, das die Erzeugung und Verteilung von Gütern sicherstellt. Daraus folgt aber nicht, daß es separate wirtschaftliche Institutionen geben muß; normalerweise ist die Wirtschaftsordnung bloß eine Funktion der Gesellschaftsordnung, in der sie eingeschlossen ist. Wie wir gezeigt haben, gab es weder in der Stammesgemeinschaft noch im feudalen oder merkantilen System ein separates ökonomisches System im Rahmen der Gesellschaft. Die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, in der die wirtschaftliche Tätigkeit herausgelöst und einem spezifischen ökonomischen Trieb zugeschrieben wurde, war in der Tat eine bemerkenswerte Abweichung.

Eine solche institutionelle Schablone konnte nicht funktionieren, außer, die Gesellschaft wurde ihren Erfordernissen irgendwie untergeordnet. Eine Marktwirtschaft kann nur in einer Marktgesellschaft existieren. Wir gelangten in unserer Analyse des Marktgeschehens zu dieser Schlußfolgerung. Wir können nun die Gründe für diese Behauptung im einzelnen darlegen. Eine Marktwirtschaft muß alle Elemente wirtschaftlicher Tätigkeit, einschließlich Arbeit, Boden und Geld, umfassen. (In einer Marktwirtschaft ist das letztere auch ein wesentliches Element des industriellen Lebens, und seine Einbeziehung in den Marktmechanismus hat, wie wir sehen werden, weitreichende institutionelle Folgen.) Indessen bedeuten Arbeitskraft und Boden nichts anderes, als die Menschen selber, aus denen jede Gesellschaft besteht, und die natürliche Umgebung, in der sie existiert. Sie in den Marktmechanismus einzubeziehen, das heißt die Gesellschaftssubstanz schlechthin den Gesetzen des Marktes unterzuordnen.

Wir sind nun in der Lage, das institutionelle Wesen einer Marktwirtschaft und die damit für die Gesellschaft verbundenen Gefahren konkreter zu untersuchen. Zunächst wollen wir

die Methoden beschreiben, durch die der Marktmechanismus befähigt wird, die eigentlichen Elemente des industriellen Lebens zu kontrollieren und zu dirigieren, und dann wollen wir versuchen, die Auswirkungen eines derartigen Mechanismus auf die Gesellschaft, die seinem Einfluß ausgeliefert ist, zu bestimmen.

Der Mechanismus des Marktes ist über den Begriff der Ware mit den verschiedenen Elementen der gewerblichen Wirtschaft verzahnt. Waren werden hier empirisch als Objekte definiert, die für den Verkauf auf dem Markt erzeugt werden; Märkte wiederum werden empirisch als die tatsächlichen Kontakte zwischen Käufern und Verkäufern definiert. Somit wird angenommen, daß jegliches Erzeugnis der gewerblichen Wirtschaft für den Markt produziert wurde, da es dann, und nur dann, dem Angebots- und Nachfragemechanismus unterliegt, der wiederum mit dem Preis zusammenwirkt. In der Praxis bedeutet dies, daß es für jedes Element der Produktion Märkte geben muß, daß jedes dieser Elemente auf diesen Märkten in eine Angebots- und eine Nachfragegruppe eingeteilt ist, und daß jedes Element einen Preis hat, der sich durch Nachfrage und Angebot bildet. Diese Märkte – es sind unzählige – sind untereinander verbunden und bilden einen einzigen großen Markt².

Der entscheidende Punkt ist aber dies: Arbeit, Boden und Geld sind wesentliche Elemente der gewerblichen Wirtschaft, sie müssen ebenfalls in Märkten zusammengefaßt sein, und diese Märkte bilden sogar einen unerläßlichen Teil des Wirtschaftssystems. Indessen sind Arbeit, Boden und Geld ganz offensichtlich *keine Waren*: die Behauptung, daß alles, was gekauft und verkauft wird, zum Zwecke des Verkaufs produziert werden mußte, ist in bezug auf diese Faktoren eindeutig falsch. Mit anderen Worten, nach der empirischen Definition der Ware handelt es sich nicht um Waren. Arbeit ist bloß eine andere Bezeichnung für eine menschliche Tätigkeit, die zum Leben an sich gehört, das seinerseits nicht zum Zwecke des Verkaufs, sondern zu gänzlich anderen Zwecken hervorgebracht wird; auch kann diese Tätigkeit nicht vom restlichen Leben abgetrennt, aufbewahrt oder flüssig gemacht werden. Boden wiederum ist nur eine andere Bezeichnung für Natur, die nicht vom Menschen produziert wird; und das eigentliche Geld, schließlich, ist nur ein Symbol für Kaufkraft, das in der Regel

überhaupt nicht produziert, sondern durch den Mechanismus des Bankwesens oder der Staatsfinanzen in die Welt gesetzt wird. Keiner dieser Faktoren wird produziert, um verkauft zu werden. Die Bezeichnung von Arbeit, Boden und Geld als Waren ist somit völlig fiktiv.

Dennoch werden die wirklichen Märkte für Arbeit, Boden und Geld mit Hilfe dieser Fiktion errichtet³; diese Faktoren werden tatsächlich auf dem Markt gekauft und verkauft; ihr Angebot und ihre Nachfrage sind echte Größen, und jegliche Maßnahmen, jegliche Politik, die die Bildung solcher Märkte behindern, würden *ipso facto* die Selbstregulierung des Systems gefährden. Die Warenfiktion liefert somit ein entscheidendes Organisationsprinzip für die Gesellschaft als Ganzes, das praktisch alle ihre Institutionen auf vielfältige Art und Weise beeinflusst, nämlich das Prinzip, wonach keine Vorkehrungen oder Verhaltensweisen zugelassen werden dürfen, die das Funktionieren des Marktmechanismus im Sinne der Warenfiktion verhindern.

Nun kann aber ein solches Postulat in bezug auf Arbeit, Boden und Geld nicht aufrechterhalten werden. Wenn man den Marktmechanismus als ausschließlichen Lenker des Schicksals der Menschen und ihrer natürlichen Umwelt, oder auch nur des Umfangs und der Anwendung der Kaufkraft, zuließe, dann würde dies zur Zerstörung der Gesellschaft führen. Die angebliche Ware »Arbeitskraft« kann nicht herumgeschoben, unterschiedslos eingesetzt oder auch nur ungenutzt gelassen werden, ohne damit den einzelnen, den Träger dieser spezifischen Ware, zu beeinträchtigen. Das System, das über die Arbeitskraft eines Menschen verfügt, würde gleichzeitig über die physische, psychologische und moralische Ganzheit »Mensch« verfügen, der mit dem Etikett »Arbeitskraft« versehen ist. Menschen, die man auf diese Weise des Schutzmantels der kulturspezifischen Institutionen beraubte, würden an den Folgen gesellschaftlichen Ausgesetztseins zugrunde gehen; sie würden als die Opfer akuter gesellschaftlicher Zersetzung durch Laster, Perversion, Verbrechen und Hunger sterben. Die Natur würde auf ihre Elemente reduziert werden, die Nachbarschaften und Landschaften verschmutzt, die Flüsse vergiftet, die militärische Sicherheit gefährdet und die Fähigkeit zur Produktion von Nahrungsmitteln und Rohstoffen zerstört werden. Schließlich

würde die Marktverwaltung der Kaufkraft zu periodischen Liquidierungen von Wirtschaftsunternehmen führen, da sich Geldmangel und Geldüberfluß für die Wirtschaft als ebenso verhängnisvoll auswirken würden, wie Überschwemmungen und Dürreperioden für primitive Gesellschaften. Märkte für Arbeit, Boden und Geld sind für eine Marktwirtschaft zweifellos von wesentlicher Bedeutung. Aber keine Gesellschaft könnte die Auswirkungen eines derartigen Systems grober Fiktionen auch nur kurze Zeit ertragen, wenn ihre menschliche und natürliche Substanz sowie ihre Wirtschaftsstruktur gegen das Wüten dieses teuflischen Mechanismus nicht geschützt würden.

Das extrem Künstliche der Marktwirtschaft wurzelt in der Tatsache, daß darin der Produktionsprozeß selbst in Form von Kauf und Verkauf organisiert ist⁴. In einer kommerziell ausgerichteten Gesellschaft ist eine andere Organisation der Produktion nicht möglich. Im späten Mittelalter wurde die für den Export bestimmte Produktion von wohlhabenden Bürgern organisiert und ging unter ihrer direkten Aufsicht in der Heimatstadt vorstatten. Später, in der merkantilen Gesellschaft, wurde die Produktion von Kaufleuten organisiert und war nicht mehr auf die Städte beschränkt; es war dies das Zeitalter der »Arbeitsvergabe«, als die Heimindustrie die Rohstoffe von kapitalkräftigen Kaufleuten erhielt, die den Produktionsprozeß als rein kommerzielles Unternehmen kontrollierten. Damals geriet die gewerbliche Wirtschaft definitiv und weitgehend unter die organisatorische Führung des Kaufmanns. Er kannte den Markt, den Umfang sowie die Art der Nachfrage, und er konnte auch für Nachschublieferungen garantieren, die im übrigen bloß Wolle, Färberwaid und manchmal auch die in der Heimindustrie benützten Webstühle und Strickrahmen umfaßte. Blieb der Nachschub aus, dann wurde davon vor allem der Heimarbeiter betroffen, der plötzlich ohne Beschäftigung dastand. Das Ganze erforderte jedoch keine teuren Fabrikanlagen, und der Kaufmann, der die Verantwortung für die Erzeugung trug, ging damit kein großes Risiko ein. Im Laufe von Jahrhunderten gewann dieses System an Macht und Umfang, bis in einem Land wie England die Wollindustrie zum wichtigsten Gewerbebezweig wurde und große Teile des Landes erfaßte, in denen die Tuchhändler die Produktion organisierten. Derje-

nige, der kaufte und verkaufte, kümmerte sich gleichzeitig um die Erzeugung – eine andere Motivation war nicht erforderlich. Die Herstellung von Gütern bedeutete hier weder die Bestrebungen zur gegenseitigen Hilfe noch die Sorge des Haushaltsvorstands für jene, deren Bedürfnisse er zu befriedigen hat, noch den Stolz des Handwerkers auf sein Gewerbe noch die Zufriedenheit über öffentliches Lob, sondern nichts anderes als das einfache Gewinnstreben, mit dem der Mann, dessen Beruf Kaufen und Verkaufen ist, so untrennbar verbunden ist.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war die gewerbliche Wirtschaft in Westeuropa bloß ein Anhängsel zum Handel.

Solange die Maschine ein einfaches und billiges Werkzeug war, änderte sich die Situation nicht. Die bloße Tatsache, daß der Heimarbeiter in der gleichen Zeit größere Mengen als zuvor produzieren konnte, könnte ihn zur Verwendung von Maschinen anregen, um sein Einkommen zu steigern, aber dieses Faktum als solches beeinflusste nichts zwangsläufig die Organisation der Produktion. Ob die billigen Maschinen dem Arbeiter oder dem Kaufmann gehörten, wirkte sich in gewissem Maße auf die soziale Stellung der Betroffenen aus, sicherlich aber auf das Einkommen des Arbeiters, dem es besser ging, solange die Werkzeuge sein Eigentum waren, doch veranlaßte dies den Kaufmann keineswegs, nun ein Industriekapitalist zu werden oder sich auf den Verleih von Kapital zu beschränken. Der Abfluß der Güter stockte nur selten, mehr Schwierigkeiten zeigten sich ständig beim Rohstoffnachschub, der unvermeidbar manchmal unterbrochen wurde. Aber selbst in solchen Fällen war der Verlust für den Kaufmann, der die Maschinen besaß, nicht wesentlich. Es war nicht das Herauskommen der Maschine als solcher, sondern die Erfindung komplizierter und somit spezieller Maschinen und Fabrikationsstätten, die das Verhältnis des Kaufmanns zur Produktion völlig veränderte. Obwohl diese neue Produktionsweise vom Kaufmann eingeführt wurde, eine Tatsache, die den ganzen Verlauf der Umwälzung bestimmte, bedeutete die Verwendung komplizierter Maschinen und Anlagen die Entwicklung des Fabriksystems, und damit eine entscheidende Verschiebung der relativen Bedeutung von Handel und gewerblicher Wirtschaft zugunsten der letzteren. Die Industrie hörte auf, ein Anhängsel des Handels zu sein, das vom Kaufmann im Rahmen seiner Kaufs- und

Verkaufstätigkeit organisiert wurde. Nun zog sie langfristige Investitionen und das damit verbundene, entsprechende Risiko nach sich. Wenn die Fortdauer der Produktion nicht halbwegs gesichert war, war ein solches Risiko nicht tragbar.

Je komplizierter aber die industrielle Produktion wurde, um so zahlreicher wurden auch jene Produktionsfaktoren, deren Vorhandensein gesichert werden mußte. Drei davon waren natürlich von äußerster Wichtigkeit: Arbeitskraft, Boden und Geld. In einer kommerziellen Gesellschaft konnte ihre Verfügbarkeit nur auf eine einzige Weise gewährleistet werden: indem man sie käuflich machte. Sie mußten daher so organisiert werden, daß sie auf dem Markt zum Verkauf standen, mit anderen Worten, als Waren galten. Die Ausdehnung des Marktmechanismus auf die Produktionsfaktoren Arbeitskraft, Boden und Geld war die unvermeidliche Folge der Einführung des Fabriksystems in eine kommerzielle Gesellschaft. Die Produktionsfaktoren mußten käuflich sein.

Dies war gleichbedeutend mit der Forderung nach einem Marktsystem. Wir wissen, daß Profite in einem solchen System nur dann gesichert sind, wenn die Selbstregulierung durch eng miteinander verflochtene, konkurrierende Märkte abgesichert ist. Da die Entwicklung des Fabriksystems als Teil eines Kauf- und Verkaufsystems organisiert worden war, mußten daher Arbeitskraft, Boden und Geld ebenfalls in Waren umgewandelt werden, um die Produktion in Gang zu halten. Sie konnten selbstverständlich nicht real in Waren umgewandelt werden, da sie in Wirklichkeit nicht für den Verkauf auf dem Markt produziert wurden. Aber die Fiktion, daß sie zu diesem Zweck produziert würden, wurde zum Organisationsprinzip der Gesellschaft. Einer der drei Faktoren ragt besonders hervor: Arbeitskraft ist der Terminus technicus für Menschen, soweit sie nicht Arbeitgeber, sondern Arbeitnehmer sind. Es folgt daraus, daß sich von da an die Organisation der Arbeit den Entwicklungen des Marktsystems anpassen mußte. Da aber Organisation der Arbeit bloß eine andere Bezeichnung für die Lebensformen des einfachen Volkes ist, bedeutet dies, daß die Entwicklung des Marktsystems von einer Veränderung der gesellschaftlichen Organisation selbst begleitet sein mußte. Im Zuge dieser Entwicklung war die menschliche Gesellschaft zu einem Beiwerk des Wirtschaftssystems herabgesunken.

Wir erinnern an unseren Vergleich zwischen den Verwüstungen der Einfriedungen in der englischen Geschichte und der gesellschaftlichen Katastrophe, die die Industrielle Revolution zur Folge hatte. Wir stellten fest, daß Verbesserungen in der Regel um den Preis sozialer Umschichtungen erkaufte werden. Gehen diese Umschichtungen zu schnell vor sich, dann muß das Gemeinwesen in diesem Prozeß zugrunde gehen. Die Tudors und die frühen Stuarts bewahrten England vor dem Schicksal Spaniens, indem sie den Verlauf der Umwälzungen so regelten, daß diese erträglich waren und ihre Auswirkungen in weniger destruktive Richtungen gelenkt werden konnten. Nichts aber rettete das einfache Volk Englands vor der Gewalt der Industriellen Revolution. Ein blinder Glaube an den spontanen Fortschritt hatte die Gehirne der Menschen erfaßt, und die Aufgeklärtesten setzten sich mit dem Fanatismus von Sektierern für unbegrenzte und unkontrollierte gesellschaftliche Veränderungen ein. Die Auswirkungen auf das Leben der Menschen waren unbeschreiblich grausam. Die menschliche Gesellschaft wäre tatsächlich vernichtet worden, hätte es keine schützenden Gegenströmungen gegeben, die das Wirken dieses selbstzerstörerischen Mechanismus dämpften.

Die Gesellschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts war somit das Ergebnis einer Doppelbewegung. Während sich die Marktorganisation in bezug auf echte Waren ausweitete, wurde sie in bezug auf die fiktiven Waren eingeschränkt. Während sich einerseits die Märkte über den ganzen Erdball ausbreiteten und das Volumen der dabei umgesetzten Güter unglaubliche Ausmaße erreichte, wurde andererseits ein ganzes Geflecht von Maßnahmen und Verordnungen in mächtigen Institutionen zu dem Zweck zusammengefaßt, den Marktmechanismus in bezug auf Arbeit, Boden und Geld einzuschränken. Während der Aufbau der Weltwarenmärkte, der Weltkapitalmärkte und der Weltwährungsmärkte unter der Ägide des Goldstandards dem Mechanismus der Märkte einen nie dagewesenen Impuls gab, kam es zu einer tiefverwurzelten Bewegung gegen die verderblichen Auswirkungen einer von Märkten beherrschten Wirtschaft. Die Gesellschaft schützte sich selbst gegen die einem selbstregulierenden Marktsystem innewohnenden Gefahren – dies war das bedeutsamste Merkmal der Geschichte dieses Zeitalters.

Zu Kapitel 5

- 1 Siehe Quellenhinweis, S. 365 f.
- 2 Hawtrey, G. R., *The Economic Problem*, 1925, S. 13. »Die praktische Anwendung des Prinzips des Individualismus ist ausschließlich von dem Brauch des Austausches abhängig.« Indessen irrte Hawtrey mit der Auffassung, die Existenz von Märkten sei einfach die Folge der Praxis des Austausches
- 3 Thurnwald, R. C., *Economics in Primitive Communities*, 1932, S. 147
- 4 Pirenne, H., *Medieval Cities*, 1925, S. 148
- 5 Firth, R., *Primitive Polynesian Economics*, 1939, S. 347
- 6 Thurnwald, R. C., a.a.O., S. 162-164
- 7 Unsere Darlegung hält sich an die bekannten Arbeiten von H. Pirenne
- 8 Montesquieu, *L'Esprit des lois*, 1748. »Die Engländer schränken den Kaufmann ein, aber tun dies zugunsten des Handels.«

Zu Kapitel 6

- 1 Henderson, H. D., *Supply and Demand*, 1922. Die Marktpraxis ist eine zweifache: die Zuordnung der Kommissionäre auf die verschiedenen Nutzbereiche, und die Lenkung jener Kräfte, die das Gesamtangebot der Kommissionäre beeinflussen

² Hawtrey, G. R. a.a.O. Seine Funktion besteht nach Hawtrey darin, »daß er die relativen Marktwerte aller Waren miteinander in Einklang setzt«

³ Marxens Feststellung über den Fetischcharakter des Warenwertes bezieht sich auf den Tauschwert echter Waren und hat mit den erwähnten fiktiven Waren nichts zu tun

⁴ Cunningham, W., »Economic Change«, *Cambridge Modern History*, Vol. I